



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Zerreissprobe Ukraine. Die zweischneidige Rolle der Literatur

Hofmann, Tatjana

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-118084>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Hofmann, Tatjana. Zerreissprobe Ukraine. Die zweischneidige Rolle der Literatur. In: Juli, 55, 2015, 31.

JULI

BABYLON 13 FILMEN UNTER LEBENSGEFAHR

Die Ereignisse auf dem Majdan bewegten Filmschaffende,
den Umbruch im Land mit der Kamera festzuhalten.

VON ANDREY FEDORCHENKO
SEITE 28

DONBASS

Fotografien einer Reise zur Zeit der Fussball-EM 2012.

VON CHRISTOPH RUCKSTUHL
SEITE 29–30

ZERREISSPROBE UKRAINE

Die zweischneidige Rolle der Literatur. Wie sehen
ukrainische Autorinnen und Autoren die Zukunft ihres Landes?
Haben sie die kulturelle Teilung vorangetrieben?

VON TATJANA HOFMANN
SEITE 31

PLATZ IN DER SCHWEBE

Installation

VON SADHYO NIEDERBERGER
SEITE 33

HELDEN DES ALLTAGS

Bürgerinitiativen zur Stabilisierung der Ukraine.
Jenseits von Politik und Misswirtschaft stehen Kleinprojekte
für den Wandel und knüpfen an die Diskussion um ein
neues Europa der 1990er-Jahre.

VON JUDITH SCHIFFERLE
SEITE 36–37

EXIL / LOG

DMITRIJ GAWRISCH AUS KIEW
SEITE 32

FEDERLESEN

Lesia Kordonets und Marina
Belobrovaja über den
politischen Einfluss von Kunst

AUFGEZEICHNET
VON JACQUELINE BECK
SEITE 38–39

BILDSCHIRM

PAT NOSER
SEITE 34–36

HIMMEL & HÖLLE

Nachtrag zum europäischen
Kebapismus

VON JOËL LÁSZLÓ
ILLUSTRATION
VON ISABEL PETERHANS
SEITE 40–41

UKRAINE – LAND AM RAND

Kiew im Mai – niemals ist die ukrainische Hauptstadt schöner, als dann, wenn die Kastanienbäume blühen und voller weiss-gelb-rosa Kerzen stehen. Auch damals blühten die Kastanien, als sich die Katastrophe in Tschernobyl ereignete. Mai war es, als sich die frühere Aussengrenze der EU an die Grenze zur Ukraine hin verschob.

Etymologisch bedeutet Ukraine, u krajna, Land an der Grenze, einst waren ihre heutigen Gebiete die Grenzmarken Polen-Litauens, des Moskauer Reichs, Kontaktzone zwischen slawischen Siedlungen und nomadisierenden Völkern der Steppe, später auch Grenzland zum Osmanischen Reich.

Aus Sicht der Zentren: Land am Rand – ein einziger Schritt führt in den Abgrund. Auf diesem schmalen Grat bewegen sich derzeit alle in der Ukraine. Wenn dieser Mai im Zeichen des Gedenkens an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 70 Jahren steht, so hat die Ukraine bis heute nicht erreicht, dass ihre Millionen von Kriegsoptionen ein Teil der europäischen Gedenkkultur sind. Ein weiteres Beispiel für die vorherrschende russozentrische bzw. sowjetische Perspektive auf dieses Land, die das Ende des Kalten Kriegs medial überlebt hat, sind die letztjährigen (!) Ausstellungen zu Kasimir Malewitsch in Bonn und in Basel. Unterlassen haben es die Kuratorinnen einmal mehr, auf die «ukrainische» Kulturleistung hinzuweisen. Für Malewitsch, der in Kiew geboren wurde, viele Jahre im Land verbrachte und im belarussischen Wizebsk lehrte, war das russische Imperium immer fremd geblieben.

Geblichen ist ein blinder Fleck in der europäischen Wahrnehmung. Die Ereignisse seit dem Majdan 2013 werden kontrovers diskutiert und haben eine Debatte über Werte ausgelöst. Die Jahre davor haben gezeigt, welche Dynamiken Bürgerproteste entfalten können, als 1991 die KP mit den Machteliten gezwungen war, den Löffel abzugeben. Auch die jüngste Protestbewegung forcierte den politischen Wandel. Die Frage steht im Raum, wie sich proklamierte Werte wie Solidarität, Rechtsstaatlichkeit, Widerstand, Meinungsfreiheit und Kreativität durchsetzen können. Wie verarbeiten die Künste das rebellische Zeitgeschehen, und welche Spuren wird es in der Zukunft hinterlassen? Liess sich der drohende Zerfall des ukrainischen Staatsgebietes als postsowjetische Spätfolge in der Literatur erahnen? Solche und ähnliche Fragen werfen wir in dieser Ausgabe jenseits von Propaganda auf. Allzu oft geht vergessen, dass auch hinter ideologischen Mauern Menschen leben, die schneller verzweifeln, wenn niemand mit ihnen spricht, wie wichtig der Dialog ist. Denn gerade weil wir zu wenig über die Ukraine wissen, kann sie in Debatten instrumentalisiert werden.

Madeleine Rey, Andrina Jörg, Redaktion

BABYLON 13 – FILMEN UNTER LEBENSGEFAHR

VON ANDREY FEDORCHENKO

Ivan Sautkin ist Filmregisseur und lebt in Kiew. In Olten zeigte er Mitte März auf Einladung von NeSTU, Netzwerk Schweiz-Transkarpatien/Ukraine, den Dokfilm «Euromajdan. Rough Cut». Er besteht aus 65 Episoden verschiedener Autorinnen und Autoren und ist Teil der ukrainischen Dokuplattform «Babylon 13 – Cinema of Civil Protest», eine zivilgesellschaftliche Initiative, die in den ersten Tagen des Euromajdans entstand. Filmemacher/innen versammelten sich auf dem Michail-Platz, wo tags zuvor die Miliz den studentischen Protest niederschlug, und kamen überein, dass ihre professionellen Fertigkeiten effektiver sind, als nur auf den Barrikaden zu stehen. Den Namen gaben sie sich zu Ehren der gleichnamigen Bar, in der sie anfangs arbeiteten und das Passwort für den Internetzugang nutzten.

«Wir entschieden uns, wie Chronisten zu arbeiten, das heisst, Emotion und Information zu verbinden. Die Technik hatten wir, Professionalismus auch», erinnert sich Ivan Sautkin. «Bewusst lehnten wir eine Autorschaft der Filme ab, damit niemand mit dem Namen spekulieren konnte. Wir setzten auf Publikum in den sozialen Netzwerken, nach dem Sieg des Majdans gelang eine Absprache mit dem TV-Kanal 1+1, der dann einige Dokfilme ausstrahlte. Babylon 13 ist unser Beitrag an den Informationskrieg, den die Ukraine nie gewinnen kann, weil sie nicht in der Lage ist, eine nutzbringende Propaganda zu führen, so wie Russland das tut: Seit 1991 lösten sich die ukrainischen Kräftestrukturen und Sonderdienste planmässig auf. Wir versuchen, objektiv zu sein, indem wir Bewertungen der Geschehnisse vermeiden. Doch haben wir eine klare Position: Unsere Ukraine ist europäisch und nicht Teil der russischen Welt.»

Die Dokfilme erfassen die Wirklichkeit ganz nahe an den Ereignissen und wollen weder Interpretation des Majdans noch des Kriegs zwischen der Regierung und den Separatisten aufdrängen. Jedoch findet das Kollektiv Verfahren, die den Effekt der Chronik verstärken: In einer Episode zeigen sie zum Beispiel eine Ausstellung von Fotos, die der Speicherkarte eines Mobiltelefons eines getöteten Soldaten entnommen wurden. In einem andern Kurzfilm lesen Soldaten Gedichte von Nationalpoeten. Die Kraft der Filme machen starke Metaphern aus. Ukrainische Soldaten sind nicht als Kanonenfutter, sondern als Persönlichkeiten dargestellt. Alles einzelne Geschichten, die zusammengefügt eine Geschichte der heutigen Ukraine ergeben, die in erster Linie für die Bevölkerung gedacht ist, um der russischen Propaganda etwas entgegenzuhalten. Doch wofür kämpfen die Separatisten?

«Ihre Ziele sind doch absurd», sagt Sautkin. «2012, im Jahr der Fussball-EM, wurden in der Ostukraine etwa eine halbe Million Kleinbetriebe zerstört. Im November 2013 stand die Ukraine am Rand eines humanitären Kollapses. Nach offiziellen Statistiken wurden in diesem Jahr ungefähr eine Million Ukrainer/innen von der Miliz gefoltert. Die Partei der Regionen mit Janukowitsch an der Spitze führte das Land mafios; sie hatte es restlos ausgeraubt. Am meisten betroffen waren gerade die südöstlichen Regionen: Krim, Donbass, Lugansk, Zaporožhie. Die Bergbaustädte blieben sozusagen im Mittelalter zurück. Es gab private Gruben, da wurde die Arbeit von Sklaven ausgeführt, von Papierlosen, denen verboten wurde, aus den Gruben zu steigen, die komplett unter der Erde lebten und dort auch Kühlschränke produzierten. Als die russischen Medien anfangen, Bilder von der «Kiewer faschistischen Chunta» zu zeigen, explodierten die Leute. – In der Schweiz versuchte ich, zu erzählen, was tatsächlich auf dem Majdan geschah. In Europa versteht man unter rechten Bewegungen etwas anderes als in der Ukraine. Die Bewegung des Rechten Sektors, der den Donbass, Russland und Europa einschüchterte, versammelt rechte, ultrarechte und patriotische Organisationen, in ihr gibt es keine Kämpfer. Und die Kämpfe begannen erst nach eineinhalb Monaten Ausharren auf dem Majdan, den Janukowitsch total ignorierte. Nach der Provokation seitens der Macht, als die von ihr bezahlten Kriminellen, die «Tituschki», Leute prügelten und töteten, die Politiker des Majdans, Klitschko, Tjagnibok und Jazenjuk, weiterhin den friedlichen Widerstand durchzusetzen versuchten, erst dann begann der Majdan selbstständig zu handeln; Leute warfen Molotowcocktails. Ausser ihnen gab es aber eine immense Anzahl politischer Bewegungen und Bürgerinitiativen, darunter auch Babylon 13. Und ausser dem Euromajdan gab es auch den Automajdan der Autofahrer, den juristischen Majdan, der Schlupflöcher in der Gesetzgebung suchte, um Druck auf die Macht auszuüben, den humanitären, der den Majdan mit Medizin und Verpflegung versorgte.»

Am dringendsten stellt sich heute für alle die Frage nach dem Aufbau der Zivilgesellschaft. Für sie stand der Majdan. Für ihn starben Hunderte von Menschen. Wir müssen nachdenken darüber, was geschehen ist. Ivan Sautkin meint, dass es sehr wichtig sei, die Rolle Russlands im ukrainischen Konflikt zwischen den Föderalisten und den Separatisten öffentlich zu enthüllen. Die Zeugnisse sollen der Welt präsentiert werden. Der gegenwärtige Präsident Petro Poroschenko hat die Regierung bereits beauftragt, Material für die Einreichung der Klage gegen Russland am Tribunal von Den Haag vorzubereiten. Die Filme von Babylon 13 müssen dazugehören.

(Übersetzung aus dem Russischen von Madeleine Rey)
Die Filme finden sich auf www.babylon13.com
oder www.youtube.com/user/babylon13ua

Andrey Fedorchenko schreibt als freier Kulturjournalist für die russischsprachige Onlinezeitung nashagazeta.ch. Er lebt in Aarau.



Spuren des Bergbaus im Donbass.

Ein Weizenfeld im Donbass.





Leninstatue in einem Park in Krasnohrad, zwischen Poltava und Donezk.

Ehrentafel, der Stolz von Krasnohrad.



Fotos: Christoph Ruckstuhl /NZZ

Er war während der Fussball-EM 2012 für die NZZ unterwegs in der Ukraine. Zwischen den Spielorten Kiew und Donezk liegt der Alltag abseits des Fussballrums. Beobachtungen mit der Kamera von unterwegs auf der 750 Kilometer langen Reise.

ZERREISSPROBE UKRAINE

DIE ZWEISCHNEIDIGE ROLLE DER LITERATUR

VON TATJANA HOFMANN

Liess sich die derzeitige Spannung in der Ukraine in der Literatur der letzten Jahrzehnte erahnen? Sind Romane, Essays und ihre Verfasser/innen für den kulturell mitbegründeten Bruch mitverantwortlich? Ja und nein. Die Literatur vor dem Krieg sieht man auf einmal mit dem Bewusstsein des bis heute andauernden Blutvergiessens; die Literatur nach dem Majdan reagiert auf die Ereignisse. So schnell, wie es sich anbietet, von Kontinuität in der Literatur vor und nach dem Krieg auszugehen, so schwer fällt es, die bittere Schlussfolgerung zu ziehen: Die Literatur ist gescheitert. Sie hat den Konflikt nicht rein verbal austragen können und keine alternativen Konzepte vermittelt, die der geo- und innenpolitischen Ideologie versöhnliche Ideen wirkungsvoll entgegengesetzt hätten. Vielmehr hat sie sich zum grossen Teil in den Dienst der nationalen Idee gestellt – heute noch offensiver als vor einem Jahr.

Ohne dass ein Krieg denkbar gewesen war, arbeitete die ukrainische Literatur der 1990er- und 2000er-Jahre durchaus mit der Schablone West- versus Ostukraine. Satirisch spielte der Teilungsroman «Rivne/Rovno» von Oleksandr Irvanec, benannt nach der gleichnamigen Stadt im Nordwesten der Ukraine, das unglückselige Szenario durch. Ivan Ampilogov kapselte die Krim in seinem zukunfts pessimistischen Roman «Vol'er» («Der Zwinger») von Europa ab. Die Stimmen, die wir im deutschsprachigen Raum zu hören bekamen, zeigten eine charmante, mit nostalgischem Hauch Habsburgs veredelte und uns ansprechende demokratisch-europäische Westukraine, eine sozial exotische Ostukraine und eine in westliche Theorien verpackte postkoloniale Geschichte der Nation.

Die typischen Repräsentanten, meist vom Suhrkamp-Verlag zu solchen auserwählt, teilten sich die Aufgaben entsprechend auf: Juri Andruchowytsch fungiert seit nunmehr 20 Jahren als Botschafter der von uns leider zu wenig beachteten kulturellen Boomzentren Lemberg, Ivano-Frankivsk und der Karpaten. Serhij Zhadan beweist, dass es um die Ostukraine doch nicht allzu schlecht bestellt ist, und Oksana Sabuschko, die Autorin des Nationalepos «Museum vergessener Geheimnisse», schreibt an einer offiziellen Opfergeschichte. Sie fühlt sich nicht dadurch kritisiert, dass man ihr Kulturnationalismus vorwerfen könnte – genau darum geht es, die Ukraine mittels einer exklusiven Kultur und mythischen Märtyrerhaftigkeit zu stärken. An diesen emanzipatorischen Vorhaben wäre wenig auszusetzen, wenn sie der Mannigfaltigkeit des Landes gerecht zu werden versucht hätten, ohne eine Leitkultur und ohne sich künstlich von der eigenen sowjetischen Geschichte abzuwenden.

Von allen ins Deutsche übersetzen Autoren und Autorinnen – und es sind mittlerweile nicht wenige, wenn man den Droschl-Verlag und die edition.Foto-tapeta heranzieht – hat sich Zhadan auffällig um die Rettung der Reputation der Ostukraine bemüht. Bei aller Heimatliebe zu Charkiv und zum Donbass hat er eine Schreibweise ausprobiert, die grundsätzlich für Bewegung, Offenheit und Einschluss all der dramatischen und verwirrenden Ereignisse auf diesem Territorium gestanden hat. Ohne auf eine allzu eindeutige Zugehörigkeit zu jenen Staaten, die in der Europäischen Union sind, zu pochen, haben sich seine Protagonisten genauso gern in Eisenbahnwaggons zwischen Sumy und Luhansk wie neben Leninidenkmälern herumgetrieben und trauten sich, die eigene Biografie in der Sowjetunion als eine Zeit zu erinnern, die dazugehört – die Ukraine war länger sowjetisch als ukrainisch.

Hingegen ist die Ostukraine in den Texten von Juri Andruchowytsch schon länger nicht gut davongekommen, ebenso in Mykola Rjabtschuks bei Suhrkamp erschienenem Buch «Die reale und die imaginierte Ukraine». Der Titel wäre wohl treffender: «Die reale und die erwünschte Ukraine», denn das Nebeneinander von unterschiedlichen Identitäten bezeichnet Rjabtschuk als schizophren und krank – als Problemzustand, den es zu überwinden gilt. An der Westukraine hingegen gelte es, sich zu orientieren. Um die autonom gebliebene Krim war es im intellektuellen Diskurs ohnehin still.

Kürzlich hat Rjabtschuk in einem Interview gesagt, die neue Ukraine ohne Donbass und Krim gefalle ihm deutlich besser. Der Historiker Andrij Portnov stellte die Frage, ob Rjabtschuk eine gewisse Verantwortung für den blutigen Konflikt in der Ostukraine durch dessen Spaltungsthese, die er seit über zehn Jahren in den Medien ausbreitet, sieht. Seine Rede von den zwei Ukrainern, entgegnete Rjabtschuk, habe den Konflikt so wenig verschuldet, wie Marx etwas mit den Exzessen Stalins oder Nietzsche mit Hitler zu tun hätte.

Das erinnert mich daran, wie Andruchowytsch Mitte der 2000er-Jahre auf einer Lesung verlauten liess, er hoffe, man könne im Jahr 2017, wenn der Pachtvertrag der russischen Flotte auf der Krim ausläuft, die Halbinsel loswerden und sie an Russland verkaufen. Neulich habe ich gehört, dass er während seines letzten Aufenthalts als Gastprofessor in Berlin mit einiger Skepsis gegenüber der Abwertung der Ost- und Südukraine konfrontiert worden ist. Vielleicht findet dieser Impuls einen Widerhall in künftigen Texten.

Tatjana Hofmann arbeitet am Slavischen Seminar der Universität Zürich. Von ihr zuletzt erschienen: «Ethnografien der Ukraine. Prosa nach 1991», Basel 2014.

DMITRIJ GAWRISCH AUS KIEW NEUJAHR IN BLAUGELB

Alles noch da? Vojvodina, im Norden Serbiens. Der braune Familienchevrolet mit Schweizer Kennzeichen hält vor dem Haus der Grossmutter. Ildiko springt heraus und beginnt ihre Inspektion. Alles noch da? Pedantisch geht sie ans Werk, inspiert den Innenhof, den Hühnerstall, das Klo, kontrolliert den Miststock, durchsucht Garten und Dachboden, als hinge ihr Leben davon ab, dass sich seit ihrem letzten Besuch nichts verändert hat, dass alles noch ist, wo es schon immer war. Dinge als Anker der Identität, durch Erinnerungen vertäut.

Als ich an einem verschneiten Dezembermontag Ende letzten Jahres in die Maschine von Ukraine International Airlines nach Kiew steige, geht es mir wie Ildiko, dem Mädchen aus Melinda Nadj Abonjis Roman «Tauben fliegen auf». Alles noch da? Die Pelzmäntel und Leopardengiggins, Lederjacken und Schiebermützen sind es. Ebenso die giftigen Parfümwolken und die Tonnen von Schminke. Auch Russisch ist noch da, im privaten Gespräch wie in der amtlichen Durchsage. Warum sollte es auch weg sein? Die halbe Ukraine spricht Russisch. Darunter meine Sitznachbarin, die Passagiere in den Sitzreihen vor und hinter mir, ich selbst spreche Russisch mit meinen Verwandten. Daran wird auch Putin nichts ändern.

Sanft setzen wir auf. Am Ausgang wartet mein Vater. Wir umarmen uns, gehen zum Auto. Alles noch da. Auch mein Vater fährt einen Chevrolet, einen silbernen. Unter der Windschutzscheibe baumelt ein blaugelbes Fähnchen. Vor einem Jahr, kurz nach dem Ausbruch der Revolution auf dem Majdan, war es noch nicht da. Warum auch? Für Patriotismus gab es keinen Anlass: Bei der Europameisterschaft im eigenen Land war die ukrainische Fussballnationalmannschaft bereits in der Vorrunde ausgeschieden. Höchstens

witzelte man darüber, das neue Plumpsklo mit dem Porträt von Wiktor Janukowitsch, dem damaligen Präsidenten, zu schmücken. Aber nicht zu laut, wer wusste schon, wer alles mithört.

Blaugelb. Eine Farbe, die die ukrainische Natur im Winter nicht zu bieten hat. Verhangener Himmel, das Herbstlaub längst vermodert oder abtransportiert. Trotzdem ist sie überall in Kiew. Laternen, Brücken, ganze Hauswände sind blaugelb gestrichen. In verschiedensten Materialien und Ausformungen hängt Blaugelb über der Fahrbahn, in den Fenstern und von Balkonen herab. Die Bedrohung ist real, die Zukunft ungewiss, zudem haben Inspektionen ergeben, dass die meisten Luftschutzkeller einen Bombeneinschlag nicht überstehen würden. Wer nichts hat, um die Angst zu bannen, weder verlässliche Freunde noch uneigennützigste Politiker, weder harte Devisen noch gut ausgebildete Soldaten, weder Panzer noch die Krim, dem bleibt wenigstens ein bisschen Nationalstolz. Zusammen ist man weniger allein.

Alles noch da? Die Griwna nicht mehr, seit Monaten befindet sie sich im freien Fall. Die Preise steigen nicht von Tag zu Tag, sondern von Minute zu Minute. Vater und ich kaufen unseren Tannenbaum für 150 Griwna, der nächste muss schon 180 Griwna bezahlen. Das sind umgerechnet zwar nur zehn Franken, aber erzählen Sie das mal einem, der nur noch 100 Franken im Monat verdient. Trotzdem sind die Supermärkte voll, voller Waren und voller Menschen mit vollen Einkaufswagen. Nein, wir sind nicht hier, um zu hamstern – das kommt erst Monate später, als sich die wirtschaftliche Lage im Land weiter verschlechtert –, wir sind hier, um uns für Silvester einzudecken. Es ist trotz allem ein Fest.

Der Frühling sei die Jahreszeit der Hoffnung, schreibt Charles

Dickens. Blaugelb ist mittlerweile die Postkartenlandschaft aus Himmel und blühendem Raps. Auch der 31. Dezember letzten Jahres ist überraschend blaugelb, nur mit Sonne statt Raps. Aber kalt, fast zehn Grad unter dem Gefrierpunkt. In den Kiewer Strassen dampfen die Gullis. Reparaturdienste sind im Dauerstress: Haben sie ein Rohr geflickt, bricht zehn Meter weiter ein anderes. Im ganzen Viertel kommt aus den Hählen nur kaltes Wasser, auch die Heizkörper bleiben kalt. An Silvester! Aber die Ukrainer wissen sich zu helfen: Wenn die Fernwärme unterbrochen ist, werfen sie einfach ihre Boiler an und duschen. Geheizt wird mit Klimaanlage. Ewig hält das Stromnetz das nicht aus. Pünktlich um 22 Uhr, unsere Festtafel ist gedeckt, gehen in der ganzen Nachbarschaft die Lichter aus. Auch der Fernseher bleibt dunkel. Erstmals seit 1945 leuchten Kerzen den Weg ins neue Jahr. Mal wieder unterhalten sich alle miteinander, die kitschigen Neujahrskonzerte funken nicht dazwischen.

Um Mitternacht stossen wir an. Bis auf Weiteres nicht mit Krimsekt. Vor den Fenstern bleibt es dunkel. Feuerwerkskörper sind verboten, wenn gar nicht so weit entfernt echte Geschütze knallen und täglich Söhne ihr Leben lassen. Die Kerzen knistern. Unsere Körper halten die Wohnung warm. Irgendwann, es muss schon auf den Morgen zugehen, hebt jemand sein Glas und schlägt noch einen Trinkspruch vor: Auf baldigen Frieden.

Dmitrij Gawrisch, 1982 in Kiew geboren, wuchs ab dem zwölften Lebensjahr in der Schweiz auf. Er schreibt Theaterstücke und Prosa. Im kommenden Frühjahr wird sein Stück «Brachland» in der Tuchlaube zu sehen sein. Er pendelt zwischen Bern und Berlin und fühlt sich, seit der Krieg ausgebrochen ist, wieder mehr als Ukrainer.

PLATZ IN DER SCHWEBE



Platz in der Schweben, 2014, Installation,
Tischtuch 300 × 180 cm, 500 Fäden

Die Künstlerin Sadhyo Niederberger hat das Epizentrum des Flugzeugabschlusses über der Ostukraine im Juli 14 als kreisgerastertes Satellitenbild mit eingenähtem Faden nachgezeichnet. Von 500 Fäden als Tischtuch in der Schweben gehalten, bringt die Arbeit Dialog und Kriegsgeschehen gleichermassen zum Ausdruck.





LUDMILA NIKOLAJEWNA

Ein idyllisches Porträt: Käse und Kuchen auf blumenverziertem Tischtuch, silberglänzender Kerzenständer, Porzellan. Die ältere Frau, die vor abgedunkeltem Hintergrund ins Licht gerückt wird, scheint in einer heilen, heimeligen Welt zu leben – könnte man meinen. Doch das Porträt stammt aus der sogenannten verbotenen Zone rund um Tschernobyl; jenem 30 Kilometer breiten Gürtel, der in den nächsten Tausenden von Jahren ohne gesundheitliches Risiko nicht mehr bewohnbar sein wird. Die Gefahr ist unsichtbar, nur die Geigenzähler schlagen Alarm. Die Natur, Pflanzen, Pilze, Wölfe und Bären, haben sich in den letzten zehn Jahren das Land und die leer stehenden Gebäude zurückerobert, und mittlerweile werden geführte Touristentouren zum Katastrophenort angeboten. Einzelne der ursprünglich 43 000 Bewohner/innen leben wieder in der Zone; illegal. Pat Noser, die Künstlerin des Porträts, ist insgesamt vier Mal an den Ort gereist, an dem am 26. April 1986 der Reaktorunfall passierte. Sie hat mehr als tausend Ansichten fotografiert, Tagebuch geführt, mit Menschen gesprochen, mit ihnen gegessen. Anschliessend ist sie zurückgekehrt und hat malend eine Auswahl der mitgebrachten Eindrücke verarbeitet. Das Medium der Malerei schafft ästhetisch Distanz, bringt die Thematik auf eine universellere Ebene. Nicht weniger tragisch bleibt dabei das Wissen um die Katastrophe und das Schicksal der Einzelnen. Die Malerei reiht die Motive ein in die Ahnengalerie der Beobachtung und Darstellung. Auch Pat Noser schaut genau hin. Sie legt den Finger respektive den Pinsel da drauf, wo die Schönheit wehtut, wo Alltägliches, zuweilen auch Ekliges, zu etwas Grossem wird. Stau, Fleisch, Farbtuben, Medienbilder, Gesichter entfalten unter ihrem Blick und in der Umformung der Malerei ihre ästhetische Grausamkeit, konstruieren und entlarven gleichermassen die Überhöhung der Gefühle, die sich einstellen, wenn wir wunderbar pittoreske Rauchsäulen, Feuerbrände, rosafarbene Pellwürste, Sonnenuntergänge anschauen. Abgestumpft durch die allgegenwärtige Präsenz der Medienbilder werden wir in der Betrachtung der Malerei von Pat Noser wieder aufmerksam auf die Grundbedingungen – Kleinigkeiten wie Monstrositäten – die wir uns als (un)menschliche Gesellschaft selber geschaffen haben.

Pat Noser, 1960 geboren in Aarau, lebt in Biel/Bienne. 2011 erschien bei edition clandestin ihre Publikation «Reise in die verbotene Zone».

Pat Noser, Ludmila Nikolajewna, 2011, 110 x 150 cm, Öl auf Leinwand

SO 26. April bis SO 24. Mai 2015
kd.kunst Wallhöfen bei Bremen
Pat Noser, Hans-J. Müller
«Still oder Leben»

SA 16. Mai bis SO 28. Juni 2015
Art Container Steffisburg, Kunstraum im Freien



HELDEN DES ALLTAGS BÜRGERINITIATIVEN ZUR STABILISIERUNG DER UKRAINE

VON JUDITH SCHIFFERLE

Eine junge Nation auf Identitätssuche, ein Land im Umbruch. Tragisch faszinierende Parallelwelten, wirtschaftliche Rückständigkeit und schwindelerregende Progressivität einer jungen urbanen Mittelschicht. Für Kulturwissenschaftler/innen ist das Land hinter der Schengengrenze mehr als ein ideales Forschungsfeld. Es ist Voraussetzung dafür, Europas historische wie aktuelle Lebenswelt besser verstehen zu können. Wo die ukrainische Gegenwartsliteratur ihr Nadelöhr im europäischen Grenzzaun, einer der schwersten Festungen, gefunden hat, bleiben der Kultur- und Wissensaustausch blockiert. Der einseitig visumsfreie Reiseverkehr hat zwar einen zaghaften Tourismus ermöglicht, der das westeuropäische Bildungsbürgertum ins Land der «vergessenen Geheimnisse»¹ lockte. Aber für die Ukrainer/innen bleibt Europa Begriff und Vorstellung. «Evropa» als Wertbezeichnung: «evropejsky» ist alles, was gute Qualität und Vertrauen verspricht.

Vergessene Geheimnisse

Bis im Sommer 2013 führte der ukrainische Umweltwissenschaftler Myron Zeitler Schweizer Studienreisegruppen durch das Karpatenvorland: vielschichtig und staunenswert wie die Landschaft. Myrons Erzählweise war suggestiv, seine Inhalte unvergesslich. Bis zum Ersten Weltkrieg war Boryslaw, im Westen der Ukraine, drittgrösster Erdölproduzent der Welt. Fünf Prozent des weltweiten Erdöls wurden hier gefördert. Wo aber in den 1980er-Jahren noch zahlreiche Industriezweige florierten, bietet die Erdölindustrie den 40 000 Einwohnern von Boryslaw heute gerade noch 1500 Arbeitsplätze. Die zahlreichen Regimewechsel

haben das Gebiet zu einer Terra incognita selbst für Einheimische gemacht. Veraltete Infrastruktur, ungewartete Anlagen, undichte Gruben und unter Brachland verschollene Bohrlöcher haben aber weitreichende Folgen für die Umwelt. Zeitler, der als Biologe im Feld zwangsläufig zum Historiker wurde, dachte daher bis vor Kurzem über einen «Industriepfad» nach, um die Region «touristisch» attraktiver zu machen, d.h. wirtschaftlich, sozial und bildungspolitisch zu festigen. Seit dem Sommer 2013 aber sind sowohl die ausländischen Gäste als auch der Binnentourismus um das erdölhaltige Wasser «Naftussija» ausgeblieben. EU-Fördergeld für ein weiteres Projekt zur «biologischen Rekultivierung erdölverschmutzter Territorien und abgefallener Erdwachslager um Boryslaw» wurde ihm zugesprochen, ist aber nie an seinen Lehrstuhl gelangt. Dafür erhielt er ein Visum, mit dem er im Sommer und Winter 2014 den Lohnausfall an der Universität Drohobycz mit einer Temporärstelle in Süddeutschland überbrücken konnte. Das Visum bedeutete Myron, der wie viele zurzeit gezwungen ist, Arbeit im Ausland zu suchen, dennoch ein mehrfaches Glück: vor allem Fachkollegen im Ausland über Boryslaw zu begeistern. Dass jede nachhaltige Entwicklung Zeit braucht, weiss er und bricht gerade deshalb seine Erzählung nicht ab, die Krimi, Naturkunde und Kultur-epos in einem ist.

Osmotische Sehnsucht

Die Sehnsucht der Ukrainer/innen nach Europa zielt nicht auf einen EU-Beitritt ab, dafür sind sie zu freiheitsliebend nach dem Motto: «Wir lieben das Leben, aber die Freiheit ist uns wichtiger». Vielmehr ist es der «Wunschtraum wechselseitiger Verständigung», wie Péter Nádas es formulierte, das Bedürfnis nach allgemeiner Chancengleichheit und individueller Wertschätzung. Dafür steht letztlich der Majdan in der Ukraine: «Niemals zuvor war das kulturelle Leben in diesem Land so lebendig, so intensiv und so lautstark! [...] Es geht um Dialog! Es geht darum, sich zuzuhören, Fragen zu beantworten, über die Situation im Land», so Oksana Sabuschko. Für viele, vor allem junge Ukrainer/innen, aber blieb die Antwort Europas aus, während vielerorts ein altnes «Schweigen der Versehrten» vernehmbar wird.² Ein Verstummtsein, das erst erhört werden muss, bevor sich im «zweigteilten Europa» ein wechselseitiger Dialog einstellen kann. Es ist ein Schweigen aus der Vergangenheit, das nur in einem gesamteuropäisch diffundierenden «Lebensprozess mit all seinen Zwängen, Konflikten, auch Möglichkeiten, der die Art und Weise der Erinnerung»³ aufgefangen werden kann. Denn letztlich garantieren nur wechselseitig geistige Ressourcen stabile wirtschaftliche Grundstrukturen.

Die Schweizer Jungdesigner Bernhard Burkard haben mit ukrainischen Produktionspartnern genau das versucht und 2011 den «ukrhetvetischen» Kleiderbügel «Oksana» als erstes Gemeinschaftsprodukt auf den internationalen Markt gebracht. Gleiche

Preise für gleiche menschliche Bedürfnisse hat auch der ukrainische Jungunternehmer Lyubomyr Matsekh-Ukrayinskyy unbeachtet des wirtschaftlichen Gefälles zwischen den Ländern in die Tat umgesetzt. Um den Lebensunterhalt seiner Familie zu sichern, hat der promovierte Germanist die kleine Tourismusfirma Leodomi im Herzen von Lviv aufgebaut. Praktisch und schön eingerichtete Appartements werden zu stabilen Preisen für alle angeboten. Auf die Probe gestellt wurde das Konzept des Unternehmens im Jahr seiner Eröffnung, als für die EM 2012 die Preise sämtlicher Anbieter in Polen und der Ukraine ins Masslose stiegen. Leodomi hielt sein Versprechen und freut sich seither über eine sympathische Stammkundschaft aus der ganzen Welt.

Neben dem Wohnungsprojekt und der Gründung einer Stiftung zur staatsunabhängigen Nachmittagsbetreuung von Kindern aller sozialer Couleur gären bei Lyubomyr weitere Ideen. Aber er lässt sich Zeit – bis die Konzepte eine Form angenommen haben, die allen unerwarteten Grosswetterlagen standhält. Derweil sammelt er zwischen Europa und Asien, wo er zurzeit als Deutschlehrer arbeitet, Wissen und Erfahrungen über bürgerrechtliche Initiativen und die Entwicklung von Gemeinden: «Damit wir nicht alte Fehler wiederholen, sondern daraus neue, spezifisch ukrainische Lösungsansätze entwickeln können.» Davon könnte letztlich ganz Europa profitieren, das für seine Zukunft Menschen braucht, die nicht müde werden, am gemeinsamen «Friedensprojekt»⁴ mitzubauen.



- 1 Vgl. Oksana Sabuschko: Das Museum der vergessenen Geheimnisse. 2010.
- 2 Péter Nádas: Trübe Quellen des Scheins, in: Heimkehr. 1999.
- 3 Karl Schlögel: Europa neu vermessen. Die Rückkehr des Ostens in den europäischen Horizont, in: Europas Gedächtnis. Das neue Europa zwischen nationalen Erinnerungen und gemeinsamer Identität. 2008. S. 149.
- 4 Vgl. György Konrád: Die Erweiterung der Mitte, in: Der dritte Blick. 2001. S. 15–35.

Judith Schifferle studierte Literatur- und Kulturwissenschaft in Basel und Wien, war langjährige Reiseleiterin in der Ukraine und ist heute Mitwirkende am Philosophicum Basel. Sie leitet an der Volkshochschule beider Basel den Kurs «Die Macht der Worte wider die Sprache der Gewalt? Ukrainische Literatur im Zeitalter hybrider Kriege», der am 20. Mai beginnt. www.vhsbb.ch

Alte Ölpumpe, Foto: Annegret Bieger
Kleiderbügel Oksana, Foto: Bernhard Burkard

Lesia Kordonets, du hast die Ukraine im Jahr 2008 verlassen, um an der Zürcher Hochschule der Künste Film zu studieren. Wie blickst du heute auf das Land?

LESIA KORDONETS Wenn ich heute in die Ukraine fahre, treffe ich nicht mehr das gleiche Land an wie vor sechs Jahren. Für mich ist es sehr gewöhnungsbedürftig, auf den neuen geographischen Umriss des Landes, auf seinen amputierten Körper zu schauen. Wenn mir jemand vor zwei Jahren gesagt hätte, dass es auf dem Territorium der Ukraine Krieg geben würde, hätte ich dies nicht für möglich gehalten. Ich verfolge sehr dicht, was im Land passiert. Meine ganze Familie lebt dort. Die Menschen sind in einem andauernden psychischen Ausnahmezustand, von dem man hier im Westen kaum etwas mitbekommt. Es hat sich eine breite Volontärbewegung gebildet, die Funktionen übernommen hat, die eigentlich der Staat ausüben müsste. Im letzten Winter habe ich hier in der Schweiz viele Ukrainer kennengelernt, die angesichts der Ereignisse auf dem Majdan etwas unternehmen wollten. Wir haben in verschiedenen Städten Aktionen durchgeführt. Am WEF in Davos haben wir gefordert, dass die Konten der ukrainischen Behörden in der Schweiz gesperrt werden sollten.

Marina Belobrova, du lebst bereits seit 1990 ausserhalb der Ukraine. Welches Verhältnis hast du zu dem Land, in dem du deine Kindheit verbracht hast?

MARINA BELOBROVAJA Ich habe Schwierigkeiten mit dem Heimatbegriff, denn ich habe an zu vielen Orten gelebt. Dadurch sind die Orte gefühlsmässig völlig austauschbar geworden. Ich habe zwar ein gewisses internes Wissen über die Ukraine und Verwandte, die dort leben, aber keinen persönlichen Bezug zum aktuellen Geschehen im Land. Nichtsdestotrotz finde ich es unglaublich, was zurzeit passiert und wie sich Westeuropa dazu verhält:

LESIA KORDONETS UND MARINA BELOBROVAJA ÜBER DEN POLITISCHEN EINFLUSS VON KUNST

NACHGEFRAGT UND AUFGEZEICHNET
VON JACQUELINE BECK



aus Ohnmacht, wirtschaftlichen Interessen oder auch purer Angst vor der russischen Führung. Mein Blick auf den Konflikt ist nicht der einer Einheimischen. So könnte auch jemand sprechen, der keinen persönlichen Bezug hat zum Land.

Welche Rolle spielt eurer Meinung nach die Kunst in Bezug auf den politischen und gesellschaftlichen Wandel, der in der Ukraine stattfindet?

MARINA BELOBROVAJA Gar keine, glaube ich. Es geht um etwas viel Grundsätzlicheres, nämlich, dass die Leute etwas zu Essen, eine Heizung und die elementare Aussicht auf eine bezahl- und lebbare Zukunft haben. Es gibt immer wieder Beispiele von Künstlerinnen in Krisenregionen. Was sie jedoch konkret vor Ort verändern können, bleibt offen. Ich behaupte, dass den Menschen die Kunst am Arsch vorbeigeht, solange sie bedroht und

hungrig sind. Und was hungrige Kunst- und Kulturschaffende betrifft, so ist es eher eine romantische Vorstellung, dass aus dem Schmerz bessere Kunst hervorgeht.

LESIA KORDONETS Um eine globale Veränderung zu bewirken, erreicht die Kunst zu wenig Leute. Ihre Stimme verliert sich in der Kakophonie der Informationsflut. Kunst lässt sich im Gegensatz zum Film auch nicht unmittelbar erschliessen. Als Filmemacherin möchte ich die Hoffnung haben, dass man durch Filme etwas verändern und die Menschen zum Mitdenken bewegen kann – auch wenn dem wahrscheinlich nicht so ist. Meine Filme sollen dermassen berühren, dass sich die Zuschauer auch später noch für ihr Thema interessieren und damit auseinandersetzen. Blickt man jedoch auf die Kunst- und Filmgeschichte, ist die Welt leider nicht besser geworden durch sie.

Gibt es für euch keine Beispiele, in denen die Kunst etwas erreicht hat?

MARINA BELOBROVAJA Doch! Aber etwas zu erreichen und etwas konkret zu verändern sind zwei unterschiedliche Ansprüche. Es gibt viele subversive Aktionsformen – etwa die der Kommunikationsguerilla – an der Schnittstelle zwischen politischer Arbeit und künstlerischer oder ästhetischer Praxis. Allerdings lässt sich die politische Linke nur sehr schwer auf solche Strategien ein. Gleichzeitig wird es problematisch, wenn Kunst von der Parteipolitik instrumentalisiert wird. In der Sowjetunion haben wir ja gesehen, wo das hinführt. Und was das Medium Film betrifft, so gehe ich mit Lesia einig, dass es seinem Publikum einen demokratischeren und niederschwelligeren Zugang bietet als die bildende Kunst mit ihren ganzen schwerfälligen Institutionen.

LESIA KORDONETS Ich denke, dass vor allem die Abwesenheit von Kunst und Kulturpolitik eine Rolle spielt. Denn die Wirkung von Kunst zeigt sich eher in der Zukunft als im Jetzt. Die Ereignisse in der Ostukraine hängen damit zusammen, dass es keine wirkliche Aufarbeitung der sowjetischen Geschichte gab. Die neue Realität ist auf kultureller Ebene nicht artikuliert worden. Wenn seit der Wende jedes Jahr ein literarisches Festival organisiert worden wäre, hätte Russland nicht so viel Raum für seine Propaganda gefunden. Propaganda ist dort wirksam, wo gesellschaftliche Amnesie herrscht. Im Gegensatz zur Kunst können Massenmedien die Welt in Echtzeit verändern: Sie spiegeln die Realität nicht nur, sondern sie kreieren sie. Das beste Beispiel ist dieser Krieg: Die Medien konstruieren ein Feindbild, an das die Leute glauben.

Ist es also Aufgabe des Kulturschaffens, die in den Massenmedien nicht berücksichtigte Realität zu reflektieren?

MARINA BELOBROVAJA Mittels der Kunst Diskurse zu initiieren und Bilder für

gesellschaftliche Problematiken zu schaffen, ist im westeuropäischen Kontext viel eher möglich als in Ländern im Ausnahmezustand, in denen elementarste menschliche Bedürfnisse nicht gedeckt sind. Ich gebe Lesia unbedingt recht, dass sich die Anwesenheit von Kultur langfristig auf sozioökonomische Zusammenhänge auswirkt oder zumindest mit diesen korrespondiert. In einer westlich-kapitalistischen Gesellschaft, die sich anhand bestimmter ethischer und juristischer Vereinbarungen gewissermassen selbst reguliert, haben es Kunst und Kultur aber viel leichter, sich Gehör zu verschaffen. Allerdings wird gerade diese neoliberale Freiheit oft zum Problem, weil sie jegliche Abgrenzung vom System überflüssig macht.

Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang der Staat?

LESIA KORDONETS Ich finde, dass der Staat eine entscheidende Rolle darin spielt, ein System der Unterstützung zu schaffen. In der Ukraine fehlt es an Institutionen, Kuratorinnen und Vermittlern. Diejenigen Künstlerinnen und Künstler, die in der Ukraine leben, sind auf eine Exporttätigkeit konzentriert. Nikita Kadan, einer der bekanntesten Künstler in der Ukraine, zeigt seine Werke demnächst im Kunsthaus Zürich. Einige Künstler reflektieren zwar die Realität der Ukraine, sind für die ukrainische Bevölkerung selbst aber kaum sichtbar.

Ihr seid beide für Projekte in die Ukraine gereist, lebt jedoch in der Schweiz. Wie seht ihr eure Rolle?

LESIA KORDONETS Die Ukraine ist im westlichen Bewusstsein kaum präsent; ausser in den Nachrichten. Die Schweizer wissen mehr über Afrika, Lateinamerika oder Indien als über den östlichen Teil von Europa. Beim Dreh von «Balazher» (2013) äusserte ein Busmechaniker die Befürchtung, im Westen würde man seine Realität nicht verstehen. Ich versuchte ihn zu überzeugen, dass man mit den Mitteln

des Films unterschiedliche Leben verständlich machen kann. Mein Wunsch war es, dass der Film sowohl beim westlichen Publikum als auch in der Ukraine auf Interesse stösst. Ich war erleichtert, dass er schlussendlich hier wie dort an Festivals lief und Preise gewann. Filme, die Gefühle auslösen, können den Graben zwischen Wissen und Handeln verkleinern und zur Ablehnung des Status quo motivieren.

MARINA BELOBROVAJA Es gibt wenige filmische Werke, die es schaffen, diesen kulturellen Gap zu überwinden. Meine Mutter sagte mir, ich bräuchte meinen Film «Warm-Glow» (2013) in der Ukraine gar nicht erst zu zeigen, der interessiere dort niemanden. Es geht darin explizit um den westlichen Blick auf Tschernobyl. Die Tatsache, dass wir es uns als Schweizer Reisegruppe leisten können, den eisernen Vorhang in die eine Richtung zu überwinden, hebt uns ab von den in den kontaminierten Gebieten lebenden Menschen. Dies wird auch im Film ersichtlich. Die Diskrepanz wird bestehen bleiben, solange die Teilung in eine erste, zweite und dritte Welt existiert und sich der europäische Westen dem ukrainischen Problem nicht als seinem eigenem annimmt.

Lesia Kordonets (1983) ist Filmschaffende und Dokumentarfilm-Studentin an der Zürcher Hochschule der Künste. Im Film «Balazher. Korrekturen der Wirklichkeit» warten Menschen an der ukrainischen Grenze zur EU geduldig auf einen Linienbus aus der Sowjetzeit und träumen davon, dass er sie mitnimmt – vielleicht in eine bessere Zukunft.
www.lesiakordonets.ch

Marina Belobrovaja (1976) ist Aktionskünstlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Luzern Design & Kunst. Der Film «Warm Glow» geht der Frage nach, weshalb eine Gruppe von Schweizer Politikerinnen, Journalisten und Touristen freiwillig in die kontaminierte Zone von Tschernobyl reist, aus der Menschen einst in panischer Not geflohen sind.
www.marianbelobrovaja.ch

Jacqueline Beck ist freie Kulturjournalistin und lebt in Basel.



NACHTRAG ZUM EUROPÄISCHEN KEBAPISMUS

VON JOËL LÁSZLÓ

Im über fünfhundert Seiten zählenden, intensiv von spät-osmanischen Vokabeln Gebrauch machenden Vermächtnis von Özdemir Schnider ist man jüngst auf einen Passus gestossen, der für den Autor wohl so etwas wie die Quintessenz seines langen Forscherlebens dargestellt hat. Die Editoren dieser bewusst unter Verschluss gehaltenen Passage versichern, die Erregung, die Özdemir Schnider erfasst habe, sei – trotz des spürbaren Versuchs, den nüchternen Duktus seiner sonstigen Arbeiten beizubehalten – an vielen Stellen förmlich mit Händen zu greifen. So etwa, wenn Schnider verräterische emphatische Kanzleikürzeldopplungen, ja teilweise Interjektionstripletten unterliefen, die wie ein unkontrollierbares Hü-hott Hü-hott Hü-hott unter dem wissenschaftlichen Argumentarium dahergaloppierten.

Was ist geschehen? Noch vor zehn Jahren verkündete die Wissenschaft einstimmig: Es ist dies eine Zeit des Nebeneinanders, der Durchmengungen und Durchwaschung. Völker, Ethnien, Dialekte, Technologien, Produktionsweisen und Produktionsphilosophien, alles tritt gegen- und übereinander an, verklebt sich, verklumpt. Damit aber, befand man – und genau hierin liegt das grosse Verdienst Özdemir Schniders, dies entdeckt und mit aller Schärfe beschrieben zu haben –, sei unsere Zeit eine recht eigentlich kulinarische Epoche, die Gesellschaft und ihre Zusammensetzung adäquat nur noch in Pfannen und ihren Gewürzmischungen, kurz in tausenderlei saisonierten Gerichten zu beschreiben und zu begreifen. Dank Özdemir Schnider geschah, was bis heute einzigartig ist: Aus einer Speise und einem Spiess wurde das Meta-Narrativ der europäischen Soziologie.

Wenn besagter Passus bisher auch in wissenschaftlichen Kreisen nur für eine Handvoll altgedienter Kebapisten einsehbar ist, so hat dies handfeste Gründe. Wie der Fund der Schnider'schen Quartobände die Kebapistik einst begründete, so könnte – würde dieser Text in die falschen Hände geraten – die Kebapistik ein unvorhergesehenes Ende erleben. Özdemir Schnider steht uns plötzlich gegenüber als ein auf den osmanisch-türkischen Gesichtspunkt reduzierter, keineswegs mehr Hand zum Brückenbau reichender, vielmehr hämisch sich ins Fäustchen lachender Anti-Europäer und Anti-Schweizer – ja als osmanischer Neonationalist avant la lettre.

Ist Özdemir Schnider der berühmte Wolf im Schafspelz? Waren die Hochschulreformen, die die flächige Etablierung des Kebapismus und den berühmten Kebapist Turn an unseren Universitäten nach sich zogen, eine eigentliche Dekonstruktion oder gar Demolierung unseres europäischen, mit Mühe, Unschuld, Fleiss und Ingeniosität angehäuften Wissenskorpus? Kurz: Hat der Kebapismus uns kulinarisch und kulturell ausgeblutet?

Es sind dies grosse Fragen, letztgültig zu beantworten erst, wenn wir eine vollständige und sauber editierte Version des Özdemir Schnider'schen Vermächtnisses in Händen halten. Bis dahin müssen wir uns mit Mutmassungen und einigen wenigen inhaltlichen Hinweisen begnügen. Der Kern des Arguments scheint auf folgende Pointe hinauszulaufen: Die osmanischen Sultane hätten in Europa zu Recht nie etwas anderes gesehen als einen dicken Kebapspiess, der sich dreht und dreht – das Drehen, die Drehung, es dreht sich, so ja auch die wörtliche Übersetzung von Döner; Europa ein befleischter Kebapspiess also, von dem die Sultane mit ihren Türkensäbeln genüsslich ihre Stücke schneiden, Tranche um Tranche, Landstrich um Landstrich hauchdünn und goldbraun schillernd; und ab und an ein Tröpfchen Fett, das ins Feuer zischt. Dieses Zischen aber wäre nichts anderes als ein Sandschak, eine Provinz oder ein Ländchen, das sich in sinnlosem Widerstand übt – und damit den Genuss und Appetit der Sultane bloss weiter kitzelt.

Joël László, 1982 geboren, verbrachte seine Schulzeit in Seengen und Aarau. In Basel hat er Islamwissenschaft und Geschichte studiert. Er schreibt Prosa und fürs Theater. Im Mai sind weiterhin Kurzstücke von ihm und Ariane Koch zum Thema «Zukunft Europa» am Theater Winkelwiese, Zürich, zu sehen.

Illustration: Isabel Peterhans, www.isabelpeterhans.ch

INSPIRATIONS QUARTETT PLUS 2014/2015

mit den Bläuersolisten Aargau
und Maria Rebekka Stöhr, Mezzosopran
G. Verdi: Ouvertüre zu Nabucco (arr. für Bläserquintett),
Luisa Miller (arr. für Streichquartett von E. Muzio),
Ouvertüre zu La forza del destino (arr. für Bläserquintett)
A. Tarkmann: Verdiana für Mezzosopran und
Kammerorchester

Sonntag, 31. Mai 2015

Muri, Refektorium Kloster, 11.00 Uhr
Zofingen, Kulturhaus West, 17.00 Uhr

Sonntag, 7. Juni 2015

Aarau, Aula Alte Kantonsschule, 11.00 Uhr
Baden, Claquekeller, 17.00 Uhr

ARION Quartett

| | |
|----------------------|-------------|
| Stefan Läderach | Violine |
| Susanne Dubach | Violine |
| Michael Schwendimann | Viola |
| Daniel Schärer | Violoncello |

Eintrittspreise

| | |
|--------------------------|----------|
| Erwachsene | Fr. 30.– |
| SchülerInnen/Studierende | Fr. 10.– |

Vorverkauf

arion.quartett@bluewin.ch

Telefon

078 795 29 88

Informationen

www.arion-streichquartett.ch

—ARION—
Quartett

Internationaler
Museenstag
www.museums.ch

17. MAI 2015
—
**LEBENDIGE
TRADITIONEN**
—
**GESTERN
HEUTE
MORGEN**
—
Über 50 Aargauer Museen
erwarten Sie

**Ihr Ansprechpartner
bei Energiefragen und
Elektroinstallationen.**

SWL
Mit Energie bereit für morgen
www.swl.ch



Effingerhof AG
Storchengasse 15
5201 Brugg

Telefon 056 460 77 77
Fax 056 460 77 70
info@effingerhof.ch
www.effingerhof.ch



effingerhof

Geballte Medienkompetenz.